

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. — Preis des
Jahrgangs von 24 Nummern 2 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene
Petitzeile 1 Rgr. — Abonnement neh-
men alle Postämter, Kunst- und Buch-
handlungen an.

Abend-



Zeitung.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Erster Jahrgang.

No. 17.

Donnerstag, am 8. Mai.

1851

Fra Pizzo.

In einer kleinen Stadt verliebt sein, ist eine große Pein. Man kann sich der unvollkommenen Ehre, Gegenstand des Tagsgesprächs zu werden, beim besten Willen nicht entziehen. In einer großen Stadt verbirgt man sich hinter der Masse, ändert die Wohnung, wählt andere Spaziergänge, wechselt die Rendezvous-Plätzchen, theilt sich die Stunden anders ein, macht sich, mit Einem Wort, unsichtbar, bis man aus dem vielbesprochenen Zustande der Verliebtheit in dem Ehestand übergegangen ist. In einer kleinen Stadt fällt das Alles weg; wie soll man dort, wo man mit seiner eigenen Wenigkeit einen namhaften Theil der Bevölkerung ausmacht, wo alle Häuser zusammen kaum ein großes Wiener-Vorstadthaus ausmachen, wo es nur Eine Promenade giebt, und wo die Leute sich wie in einem unablässigen Rendezvous gegenüberstehen, wo sich der Mann nicht nach der Uhr, sondern die Uhr dienstfertig nach dem Manne richtet, es anfangen, um den Leuten aus den Augen und Ohren, aus dem Munde und dem Gedächtnisse zu kommen? — Man müßte ein größerer Eskamoteur,

als Bosko sein, um die Leute nur eine Woche lang irr zu führen. — Am trostlosesten denk' ich mir aber den Zustand jenes Verliebten in einer Kleinstadt, der nebst dem Glücke der Liebe noch das Unglück hat, eifersüchtig zu sein. — Armer Gequälter! Wie kannst Du Deine Geliebte bewahren vor den Blicken des gefürchteten Nebenbuhlers, des faden Süßwörtlers, des plumphen Bonmotisten, des kecken Liebestörers? — Jede Gesellschaft führt Deine Angebetete mit ihm zusammen, denn es giebt ja nur Eine Gesellschaft; auf jeder Straße begegnest Du ihm, denn eigentlich ist ja die ganze Stadt nur Eine Straße; von ihrem eigenen Zimmer kannst Du ihn nicht fernhalten, ohne Dir die Zungenrache der ganzen Bewohnerschaft zuzuziehen, denn eigentlich ist ja die ganze Stadt nur Ein großes Zimmer, bewohnt von Einer Familie. Man glaubt es gar nicht, wie einem, recht ernstlich verliebten Manne jeder Beck in einer kleinen Stadt das Leben verbittert, da die Liebe nun einmal aus übertriebener Selbstsucht so übertrieben bescheiden ist, sich von jedem Becken bedroht zu glauben. Ich hab' es zwar nicht selbst erfahren, denn als ich das erste — und hoffentlich das letzte — Mal verliebt war, lebte ich noch in einer großen Stadt; — aber

ich war Augenzeuge der Qualen, welche dem Großstädter, der an die Fraternität und Nonchalance des Miniatur-Lebens nicht gewohnt ist, sein hypersentimentales Herz verwunden.

Ein armes Opferlammchen dieser Art war der Adjunct *Heinold* in dem netten Grenzstädtchen *X.*, welches der liebe Gott wie einen Vogelkäfig an die Heerstraße hingestellt hatte, damit die Vorüberreisenden erführen, daß es auch in diesem Winkel des Landes lustige Zeisige gebe. Den Adjuncten hatte seine erste Anstellung aus der Residenz in dieses Städtchen geführt. Schon das reichte hin, um ihm seinen Standpunct zu erschweren. Die Eitelkeit steht im umgekehrten Verhältnisse zur Größe der Städte; je kleiner das Nestchen ist, desto größer dünken sich die Vögel, die drinnen sitzen. Sie glauben, die schönsten Federn zu haben, am schönsten zu singen, am höchsten zu fliegen, und in gerader Linie vom Wundervogel *Phönix* abzustammen. Wenn nun der Wind so einen Residenzvogel in ihr Gehäge verschlägt, so muß er sich gar vorsichtig ducken und gar heimlich schmiegen, um nicht für einen Guckuck oder gar für einen Simpel gehalten zu werden. Das kam denn unserem guten *Heinold*, der ein junger Mann von wahrer Bildung war, anfänglich recht schwer an. Er sollte sich daran gewöhnen, Alles, was er bisher für das Höchste im Leben gehalten hatte, für nichts als Ballast an zu sehen; sein Herz an nichtiges, erbärmliches Zeug zu hängen, und vor Köpfen unterthänigst den Hut zu ziehen, die nicht einmal bemerkt, geschweige denn geachtet zu werden verdienen. Wenn er in manchem Abendzirkel, von welchem man im Städtchen vierzehn Tage vor- und eben so viele nachher, als von einer Fête erster Größe, sprach, all das tolle Bunterlei mit anhören mußte, was da zu Markte gebracht, und als Bildung und Lebensflugheit feilgeboten wurde, so stieg ihm das Blut in die Wangen und das Wasser in die Augen. Uebrigens nährte er die süße Hoffnung, bald weiter befördert zu werden. Bis zu dem Augenblicke seiner Erlösung beschloß er, trotz seiner angeborenen Gutmüthigkeit, das zu thun, was in solcher Umgebung das Beste ist, nämlich sich unwissend zu stellen, die Leute beim Glauben zu lassen, daß man an ihnen Weisheit und Bildung bewundert, und sich zu Hause als Entschädigung eine kleine Porträts- und

Charakterensammlung anzulegen, an der man sich in manchen trüben Stunden der Zukunft herzlich erbauen und erheitern mag.

Dieser Entschluß des Adjuncten war allerdings recht weltklug, aber leider wollte es sein Unstern, daß er die Consequenz verlor. Um Herr des Elementes zu bleiben, in welches *Heinold* versetzt worden war, muß man Alles vermeiden, was demselben assimilirt. — „Laß Dich bei einem Haare von ihm fassen, und Du bist sein auf ewig,“ sagt *Lessing* vom Teufel; vom Treiben in Kleinstädten könnte man sagen: Tritt mit einer Zehe in seinen Zauberkreis, und Du gehörst ihm an mit Haut und Haaren! — Und eben darin hatte es der Adjunct versehen, eh' er es sich noch recht bewußt wurde. —

Unter die weiblichen Honorationen des Städtchens gehörte auch eine Acht und neunzigerin, das heißt, die im Jahre Eintausend sieben hundert und acht und neunzig geborne Frau *Juliana Goldlack*, welche damals in ihrem vier und dreißigsten Lebensjahre noch mehr Anbeter zählte, als sie Jahre nach der Volljährigkeit zurückgelegt hatte. Sie war die Witwe eines Lieutenants, eines Gutsbesizers, eines Pächters und eines Amtschreibers. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie viermalige Witwe war; das Alles war ihr einziger und alleiniger Gatte, welchen sie geheirathet hatte, da er Lieutenant war, worauf er ein Gut erbte, nach dessen Verschuldung er es als Pächter verwaltete, bis er wegen rückständigen Pachtzinses durch einen anderen ersetzt wurde, dem er dann als Amtschreiber bis zu seinem Tode diente.

Der Witwe *Goldlack* kostbarster Schatz war ein sechzehnjähriges Töchterlein. *Betty* war auch unbedingt das hübscheste, bravste und vernünftigste Mädchen nicht nur von ganz *X.*, — sondern von allen, bei denen *Heinold* je sich gedacht hatte: Sieh einmal, *Heinrich*, — dieser könntest Du gut sein! — Und wenn sich das ein junger Mensch denkt, so ist er's auch schon halb; *Heinold* machte nur insofern eine Ausnahme, daß er's gleich beim ersten Anblicke ganz war. Es kostete ihn zwar manchen Monolog, eh' er seinen Kopf beschwichtigte, welcher dem Herzen manchen nicht ungegründeten Einwurf machte, — zuletzt aber mußte er beide zu dem Entschlusse zu vereinigen, *Bettys* getreuen

Ritter vorzustellen. In kleinen Städten thut sich das Alles ohne lange Präliminarien. Eh' er noch ernstliche Schritte traf, um sich im Goldlack'schen Hause einzubürgern, wußte bereits das ganze Städtchen zu sagen, daß Betty des Adjuncten Braut sei, und daß der junge Herr von ***, welcher ihr bisher aus Leibeskräften den Hof gemacht hatte, darüber gewaltig das Gesicht verziehe.

Der junge Herr von ***, Supernumerär beim Landgerichte des Städtchens, spielte auch den Supernumerär in allen Häusern. Er war ein nettes, zartgebrechseltes Männlein mit einem wahren Stecknadelköpfchen, blonden Lockchen, kühn gestellten Näschen, blauen Augenlein und überaus gelenken Beinchen. Dabei besaß er eine Selbstgefälligkeit, eine Dünkel, eine Keckheit und eine Fertigkeit, über ein Nichts Stunden lang zu plaudern, daß man sich nicht wundern durfte, ihn bald als das Schooskind des Städtchens gepriesen, geliebt, bewundert und vergöttert zu sehen. Er war der Angel, um welchen sich die ganze Geselligkeit drehte; er arrangirte im Frühlinge Landpartien, im Sommer Lustschiff-Fahrten, im Herbst Dilettantentheater, im Winter Spielkränzchen, Schlittschuhläufe und Bälle; von seinem Erscheinen datirte sich die goldene Aera von K. — Ein Hauptstrahl dieses Glanznebels, welcher vor dem Herrn von *** herwogte, fiel auch auf das Goldlack'sche Haus. Die eilfte Stunde Vormittags an jedem zweiten Tage führte ihn dem Hause der Witwe zu, welche jedesmal mit einem freudigen: Ach! der Herr von *** zur Thüre flog, während Betty mit einem ärgerlichen: Ach! der Herr von *** noch vor seiner Ankunft ihr Zimmer zu erreichen suchte. Wiewohl Frau von Goldlack genug Erfahrung hatte, um zu wissen, wem diese Besuche eigentlich vermeint waren, so besaß sie doch auch Bescheidenheit genug, um mit den Abfällen der Galanterien, welche Betty fallen ließ, oder zurückwies, wonneselig vorlieb zu nehmen. Der Herr von *** war ihr ins Herz gewachsen; er war ganz der Mann der Stadt, so wie sie die Frau der Stadt war. Er machte ihren Geheimnißbewahrer, ihren Zuträger, ihren Hausfreund, ihren Ritter, — kurz Alles, was sie wollte, um sich dadurch Ansprüche auf die lebenswürdige Betty zu erwerben, welche trotz ihrer kindlichen Liebe sich doch nicht verpflichtet glaubte,

die Eitelkeit ihrer Mutter entgelten zu müssen. Betty that ihr Möglichstes, um dem Herrn von *** begreiflich zu machen, wie vergeblich seine Bemühungen seien; aber es giebt gewisse Menschen, welche eher begreifen würden, daß Shakespeare ein Schwachkopf war, als daß Jemand sie nicht liebenswürdig finden könne.

Damit war aber dem Adjuncten noch immer nicht hinlänglich gedient. Er glaubte wohl seiner Betty sicher zu sein, der er, außer ihrem verdorbenen, unter den Händen ihrer Mutter auf wunderbare Weise unverehrt gebliebenen Herzen auch zu viel Geschmack zutraute, als daß sie einen Becken je mit ihm in eine Parallele stellen könnte; aber der Gedanke, sie von dem zudringlichen Herrn von *** wöchentlich wenigstens vier Mal belästigt zu wissen, ward ihm nach gerade unerträglich. Dieses, bald vornehm abstoßende, bald beleidigend familiäre Betragen des Herrn von ***, sein Zuhausehün im Hause der Goldlack, als ob er die Honneurs zu machen, und Besuche zu empfangen, oder abzuweisen hätte, diese contrastirende Mischung von Weltton und Unbehilflichkeit, die ihn zur lächerlichsten Dantanschen Charge qualificirte, erregten Heinoolds Widerwillen und Galle oft in so hohem Grade, daß er des Lächerlichen ganz vergaß, und nur das Uergerliche bemerkte. Und doch konnte er nicht offen gegen ihn auftreten, denn die Meinung des Städtchens hatte ihn unantastbar gemacht. Er wünschte daher, wiewohl sonst Schadenfreude nicht seine Sache war, nichts sehnlicher, als daß der Herr von *** einmal, was man sagt, anrenne, und eine Lection bekomme, die seinem usurpirten Ansehen ein wohlverdientes Ende mache. Der Zufall, der geschäftige Diener der Liebe, blieb gegen diesen Wunsch nicht taub.

Zwei wichtige Ereignisse bildeten seit einigen Tagen den Gegenstand des Gespräches in allen Häusern und Zirkeln von K. Man lebte völlig auf bei dem Gedanken, das Alltagsleben wieder durch etwas unterbrochen zu sehen, was geeignet wäre, die Jungen Mondenlang zu beschäftigen. Was für England ein neuer Roman von Walter Scott war, was für Paris ein neues Schreckensdrama von Victor Hugo, und für die deutschen Leihbibliotheken eine neue dreibändige Geschichte von Spindler ist, das war für K. die über-

raschende Doppelercheinung, durch die ich meine Leser weiter unten zu erheitern gedenke. Wie das freundliche Brüdergestirn tauchte es an den regnerisch trüben, langweilig grauen Werktagshimmel der K. Bewohner empor. Es war keine theatra- lische Neuigkeit, denn mit derlei Possen gab man sich in K. nicht ab, weil man keine Bühne hatte; nur selten ging ein Kokebuesches Lustspielchen, von wohlansehnlichen Dilettanten dargestellt, über die bescheidenen Bretter einer Wohnstube. Es war keine neue literarische Erscheinung; denn der Kunst- geschmack in K., von gerechter Scheu gegen die Frivolitäten der neueren Schule erfüllt, drehte sich noch um den Spieß, und reifte in mäßigen Fort- schritten der Empfänglichkeit für Claren entgegen. Auch war es nicht die Ankunft eines Paganini, oder die Durchreise eines Lamar- tine, oder eines anderen großen Mannes, was Al- les in Bewegung setzte; denn in K. herrschte noch jene goldene Sitteneinfalt Arkadiens, welche, wenn man ihr gesagt hätte: Sieh' hin, dort geht Goethe! achselzuckend, geantwortet haben würde: Hm! Was weiter? — Da seh' ich einen Bauer an; es ist eben so viel!

Die wichtige Doppelercheinung, welche so allgemeine Zungenregsamkeit verbreitete, war: die Ankunft einer großen Menagerie, und die Vor- bereitung zu einem Maskenball im Casino. Erstere nahm in animalischer, letztere in ästhetischer Hin- sicht das ganze Städtchen in Anspruch. Wohin man kam, hörte man entweder von dem majestäti- schen gemüthlichen Elephanten sprechen, welcher vor den Damen die Knie beugte, und den Herren mit zierlich gebogenem Rüssel den Hut abnahm; oder von dem schwerzüngigen Krokodile mit den wasser- blauen Augen, oder von dem reinlichen Waschbä- ren, der, wie ein Recensent, nichts unbeleckt und unbewinselt genoß, oder von Fra Pizzo, dem lu- ftigen Waldteufel, dessen Conversationston die junge Welt von K. unwiderstehlich hinriß. Das war das Morgengespräch. Die Abendstunden flogen unter Berathung über die zu wählenden Masken, unter Kritiken über die bereits gewählten und unter freu- digem Vorschmack des bevorstehenden Göttergenusses wonneselig vorüber. Der Schöpfer dieses Genusses war wieder niemand Anderer, als der unerschöpfliche Herr von ***. Er hatte eine Idee, welche wie

ein Nachklang aus vergangenen schöneren Tagen oft an den Seelen der Stadtbewohner, Sehnsucht weckend, vorüberzog, aber jedesmal wieder als un- ausführbar zurückgelegt wurde, mit ritterlichem En- thusiasmus festgehalten, und manche Amtsstunde darauf verwendet, um die Mittel zur Ausführung zu ersinnen. Als ein nicht ungeübter Carikatur- zeichner — (er hatte sein eigenes und mehrerer Honoratioren Porträt mit glücklichem Crayon aus- geführt) — entwarf er die Contouren zu den complicirtesten Masken selbst, und theilte nach ge- genseitiger Verabredung den Balllustigen die Skiz- zen der Costume mit, in welchen sie einander am wichtige Tage überraschen sollten. Eine erwünschte Erweiterung seines Maskenplanes gab ihm die An- kunft des französischen Bestienbändigers mit seiner Menagerie. Im Pantheon dieser Naturkinder fand seine fast erschöpfte Phantasie eine unerwartete Nach- hilfe. Er versäumte daher keinen Augenblick, sich mit dem Menagerieinhaber bekannt zu machen, und dessen Rath zu benutzen, um eine getreue Copie der interessantesten Thiergestalten auf den Casino- boden zu übertragen.

Was glauben Sie wohl, schönes Fräulein, — sprach er am Vortage des Maskenballes zu Fräu- lein Betty, — welche Maske ich mir ausgewählt habe?

Das soll ich ja nicht wissen, — entgegnete diese, — da Sie mir sagten, daß Sie mich über- raschen wollen!

Das thut der Ueberraschung keinen Abbruch! Nicht die Maske an und für sich, sondern die Na- türlichkeit der Erscheinung soll überraschen! Ich werde als Affe Pizzo auf dem Casino erscheinen!

Als Waldteufel? Brr!

Ja, als Waldteufel! Und Sie sollen sehen, wie getreu ich die Bestie zu copiren weis. Zwei Stunden saß ich vorgestern in der Menagerie, um dem Teufelskerl sein Costum nachzuconterfeien, des- sen genaues Abbild Meister Glück bereits unter der Nadel hat. Und heute bracht' ich abermal zwei Stunden vor dem Käfige dieses Schmeichlers un- serer Damen zu, um ihm seine Sprünge, Grimas- sen, Wendungen und Nuancen abzulauschen. Es soll einen Hauptspaß geben!

Mit diesen Worten sprang er auf den Tisch; setzte vom Tisch aufs Canapee, vom Canapee auf

den Kasten; klapperte mit den Zähnen; schnalzte mit der Zunge; kratzte sich an den Beinen, und hielt ungebeten eine so erbauliche Generalprobe von seiner Affenkomödie, daß Frau Goldlack, welche während dieses Manoeuvres eingetreten war, nicht umhin konnte, ihm über diese naturgetreue Copie die schmeichelhaftesten Complimente zu machen.

Aber der Affe ist nicht nur ein possirliches Thier, fuhr Herr von ***, durch diese Complimente aufgemuntert, fort, der Affe hat auch seine Dosis Bosheit. Bosheit — himmlisches Wort! Dich will ich, deiner ganzen Bedeutung nach, in meiner unscheinbaren Maske geltend machen!

Bosheit? lächelte Betty schelmisch, — wer sollte denn so unglücklich gewesen sein, ihre Bosheit aufgeregt zu haben?

Wie? Sie können noch fragen, schöne Betty? — Erinnern Sie sich nicht des abscheulichen Auftretens, den ich im letzten Casino hatte? — Fräulein Schnippling mit dem großen Gesichte, die froh sein sollte, wenn ein Mensch von der besseren Klasse mit ihr tanzt, hatte sich mit mir für den zweiten Walzer förmlich engagirt. Ich entfernte mich nur auf einen Augenblick, um Ihnen, meine schätzbarste, Zuckerwerk aus der Kredenz zu holen, — und was find' ich, als ich zurückkehre? Die Unartige walzt bereits, uneingedenk des Engagements mit unserem Schullehrer. Ich falle ihm in den Arm, ziehe die Tänzerin an mich, und bedeute ihm unter Androhung der nöthigen Zwangsmaßregeln daß sie mir zugehöre, und er seine unrechtmäßigen Ansprüche gutwillig aufgeben möge. Der frappirte Schulmann steht mit unbeschreiblichem Phlegma von seiner Prätension ab, und erklärt ihr ins Gesicht: daß sie an dem Irrthume Schuld sei! — Verdient solch ein Verstoß gegen die Ballordnung nicht eine Rüge? Zumal an einer Person, mit der man nur aus Verzweiflung tanzt, wenn andere Tänzerinnen grausam genug sind, ihre schönen Füße allzukarg zu schonen?

Das soll wol ein Stich auf meine Betty sein? bemerkte Frau von Goldlack. — Ich weiß auch in der That nicht, wie sie mir manchmal vorkommt. Sie geräth mir in keinen Stücken nach. Wenn ich in ihren Jahren einen Tänzer gefunden hätte, wie Herrn von ***, ich würde mir die Füße

bis zu den Knöcheln weggetanzt haben. Aber die jetzigen Mädchen haben kein Feuer! —

Benigstens nicht für alle! setzte Herr von *** hinzu, um das Fräulein verlegen zu machen.

Nun — und wie gedenken Sie sich zu rächen? lenkte Betty ein.

Fühlbar, aber noble! — Ich habe das hoffährtige Fräulein Schnippling durch den Junker Bolzer, der ihr die Cour macht, zu einer Maske bereden lassen, die einzig in ihrer Art ist. Sie wird als Weihnachtsbaum erscheinen. Ihr schlanker Leib, das einzige Schöne, was sie noch hat, bildet den Stamm, um die Hüften schlingt sich ein zierlicher grüner Kübel, aus welchem die Wunderpflanze emporragt, und aus dem Kopfe gehen die Aeste aus, an welchen Backwerk, Nüsse, Devisen und Bänder hangen. Wenn ich nun, als Affe Pizzo hereinhüpfe, werd' ich vorerst die Ronde machen. Da fällt mir plötzlich der wandelnde Weihnachtsbaum mit den schwebenden Süßigkeiten und vergoldeten Nüssen auf. Meine Affennatur treibt mich hin; ich falle in die reichlich behangenen Aeste, fange die bunten Leckerbissen abzuweiden an; werfe Zuckerwerk aus und knacke Nüsse. Da wird denn nun durch den gewandten Herrn Bolzer, welcher die Ehre hat, den Weihnachtsbaum aufzupuzen, auch so ein unschuldiges Nüsschen unter die übrigen mit hineinpracticirt werden, welchem man seinem maliziösen Inhalt gar nicht ansähe. Ich hasche, wenn die übrigen Masken mein tolles Treiben belachend umhertreten, dieses für mich kennbare Nüsschen, knacke es, streue den Zettel, den es statt des Kernes enthält, heraus, und reiche ihn zähneklappernd dem Herrn Schullehrer, der seinem lieben Weihnachtsbaum gewiß nicht untreu werden wird. Und was glauben Sie, was steht auf dem Zettelchen? —

Ihre Bosheit en miniature?! lächelte Betty.

Getroffen, sinnreiches Fräulein! Meine Rache in zwei Versen, die ich selbst gemacht habe, und welche, ohne mir schmeicheln zu wollen, so liebsam gepfeffert sind, daß dem Fräulein Schnippling gewiß die schnippische Lust vergehen wird, eingegangene Engagements in Zukunft zu vergessen. — Ich freue mich kindisch auf diese Scene und überhaupt auf diesen Ball; er soll den Stadtbewohnern

zeigen, daß ich mein Möglichstes thue, um sie zu belustigen!

Frau von Goldack war entzückt über das köstliche Complott, und übergieß Herrn von *** mit einem liebkoendem Schwallen zärtlicher Prädikate, als: Sie boshaftes Gesicht! Sie Grasteufelchen! Sie Wettermännchen! während Betty im Stillen nichts sehnlicher wünschte, als daß der Ballabend mit allen seinen Fadaisen und Narrenpossen schon vorüber wäre. Der unermüdliche Herr von *** aber eilte fort, um das schöne Werk, zu welchem er den Grund gelegt, nach besten Kräften zu vollenden. —

(Schluß folgt.)

Die Tyrolerin.

Novelle

von

Gustav Bernhardt.

1.

Sie steht vor mir in ihrer Strahlenbinde,
Die schöne Heilige, im Liebesharm;
Und meine Seele wird zum Jesuskinde,
Gewiegt von ihrem wollustreichen Arm.

Karl Beck.

In einer Mittelstadt Oesterreichs lebte ein junger Mann, den wir Eduard nennen wollen. Derselbe besaß weiter nichts, als viel medicinische Kenntnisse, einiges Malertalent, eine blühende Gestalt und ein paar schöne, schwärmerisch blickende Augen. In dem Städtchen, wo Eduard als junger Arzt sich aufhielt, stand er in allgemeiner Achtung, denn er war äußerst thätig in seinem Beruf, curirte alle Kranken, welche arm waren, umsonst, und trieb seine Frömmigkeit beinahe bis zu Bigotterie. Uebrigens wußte man sehr wenig von den Verhältnissen und der Lebensweise des jungen Doktors denn, außer in Krankenstuben und in der Kirche war er nirgends zu sehen, er besuchte keinen öffentlichen Ort und niemand hatte näheren Umgang mit ihm. Diese geheimnißvolle Zurückgezogenheit reizte indessen doch im Verlaufe der Zeit die Neugierde einiger unverheiratheten Damen sehr, die sich um den lebenswürdigen Sonderling bekümmerten, der

so höchst interessant, mit männlichen Liebreiz geschmückt und dabei so melancholisch und leidend erschien. Eine junge schöne Wittwe stellte sich sogar einmal krank, nur um mit Eduard in nähere Bekanntschaft zu kommen. Dieser benahm sich aber sehr zurückhaltend und, wie gewöhnlich, ziemlich schweigsam, und als er merkte, daß die Krankheit der jungen Dame bloß simulirt sei, so brach er den Umgang mit ihr auf höfliche und bescheidene Weise ab und stellte seine Krankenbesuche ein. Es hieß nun unter den Damen des Städtchens, Eduard habe gewiß einmal recht unglücklich geliebt, oder eine geheime Schuld müsse ihn drücken. So manches reizende Mädchen zerbrach sich vergeblich den Kopf wegen Eduards, der von Tage zu Tage mehr an Interesse gewann. Aus einigen zufälligen Aeußerungen des Doktors, der ganz unbekannt aus einer fernern Provinz gekommen war und sich in dem Städtchen niedergelassen hatte, konnte man weiter nichts entnehmen, als daß er früher sehr weit gereist sei und als Student ein heiteres und flottes Leben geführt haben mußte. Da nun jeder Versuch von Seiten der jungen Damen, mit Eduard ein Verhältniß anzuspinnen, fehl schlug, so wurde, um etwas Bestimmtes über den interessanten Mann zu erfahren, eine alte Frau gewonnen, die den Doktor bediente und also von ihm etwas zu erzählen wissen mußte. Die geschwätzige Alte berichtete denn auch sehr gern und weitläufig ihren wißbegierigen Zuhörerinnen nach und nach ungefähr Folgendes:

„Der Herr Doktor sei, im Ganzen genommen, ein gar gütiger und lieber Herr, nur scheine er, was Gott seis geklagt, gewiß recht sehr zu bedauern sei, manchmal ein wenig verrückt, denn oftmals gehe er wild und unruhig im Zimmer auf und ab und spreche dabei so laut vor sich hin, als ob er auf der Kanzel stehe. Zuweilen, wenn er am Tage nicht viel Berufsgänge gehabt, wandle er die halbe Nacht im Mondenschein oder im ärgsten Sturm und Regen umher, und einmal sei er von einem solchen nächtlichen Spaziergang ganz durchnäßt und ohne Hut und Stock zurückgekehrt. Manchmal schlafe er die ganze Nacht nicht und sitze dann früh morgens blaß und übernächtig und mit starren offenen Augen in einem Lehnstuhl. Aus Essen müsse er, besonders in der letzten Zeit, jedesmal erinnert werden, weil er sonst gewiß den ganzen Tag nicht essen

würde. Fast alle Zeit, die ihm seine Geschäfte am Tage übrig ließen, verwandte er zum Malen, und das Bild, an dem er arbeitete, sei eine Heilige. Aber zweimal schon, als das Bild fertig gewesen sei, habe er es wieder zerrissen und er sei dann ganz außer sich und wüthend gewesen. Die Kirche besuche er alle Sonntage und auch in der Woche mehrmals, und jedesmal, wenn er aus derselben zurückkomme, schließe er sich eine Stunde lang oder noch länger ein, wo er dann sich entweder ganz still verhalte, wahrscheinlich um zu malen, oder wieder laut für sich spreche und bete oder auch gar weine.“

Die Aussagen der alten Frau, welche ganz der Wahrheit getreu waren, vermochten durchaus nicht die Neugierde der Mädchen und besonders der jungen schönen Wittwe Elisa, die sich so lebhaft für Eduard interessirte, zu beschwichtigen, sondern sie erhöheten dieselbe nur noch mehr. Immer wieder von neuem mußte die Alte Bericht abstaten, da diese aber später nicht viel mehr zu erzählen wußte, als was sie früher schon mitgetheilt hatte, so hörten die Damen nach und nach auf, sich zu erkundigen, bloß Elisa ließ nicht ab, immer weiter zu fragen, zu forschen und nachzusinnen. Ihr war besonders der Umstand mit dem Heiligengemälde sehr merkwürdig, an dem Eduard so eifrig malen und es schon zweimal vernichtet haben sollte. Sie erinnerte sich, den jungen Doktor mehr als einmal in der Domkirche der Stadt vor einem Madonnenbilde in Betrachtung verloren, stehen oder in heißer Andacht versunken, knien gesehen zu haben. Da jenes Madonnenbild als ein wunderschönes, von einem alten, vortrefflichen Meister gearbeitetes Gemälde weit und breit berühmt, und ein kostbares Eigenthum der Kirche war, zu dem sehr häufig mit Andacht und hohem Kunstgenuß emporgeschaut wurde, so war Elisen die Aufmerksamkeit und fromme Betrachtung, die Eduard dem Bilde widmete, nicht besonders auffällig gewesen. Jetzt zog sie aber die glühende Frömmigkeit des Doktors in nähere Erwägung. Was übrigens die Vermuthung betraf, daß Eduard wahrscheinlich einmal unglücklich geliebt habe, so hatte es damit so ziemlich seine Richtigkeit. Eduard hatte allerdings früher einmal eine Geliebte gehabt, aber der Tod hatte sie ihm geraubt. Um sich von dem gewaltigen Schmerz über diesen Verlust nach und nach zu zerstreuen, hatte er weite Reisen in fremde

Länder unternommen. Auf diesen Reisen hatte er sich unter andern auch längere Zeit in Tyrol herumgetrieben, in welchem romantischen Lande sich natürlich für sein Malertalent überschwenglich reicher Stoff darbot. Eduard hatte nämlich besonders in der Landschaftsmalerei eine bedeutende Fertigkeit, während ihm dagegen Gruppen, Darstellungen von Personen in Lebensgröße und Portraits nur selten gelangen. Einmal hatte er auch in dem Alpenland einem jungen Tyroler, welcher todkrank war, durch seine ärztliche Kunst das Leben gerettet. Gerade als er diese Kur vollbrachte, befand sich Eduard in einer sehr reizenden Gegend Tyrols und er vollendete während dieser Zeit ein nach der Natur aufgenommenes Landschaftsgemälde, welches selbst von den geübtesten Kunstkennern als ein vortreffliches gepriesen wurde. Das Gemälde stellte eine tyroler Bergpartie dar: im fernen Hintergrunde hohe Gletscher von dem letzten Abschiedskuß der scheidenden Abendsonne sanft geröthet; im Mittelpunkt die Ruine einer alten Burg, hingelagert auf der Höhe eines mächtigen Berges, wie ein Gedanke an das kräftige Mittelalter auf der Stirn eines Helden neuerer Zeit; im Vordergrund links ein ländliches Gebäude, von einer Blumenhecke friedlich umkränzt, rechts aber auf einer kleinen Erhöhung ein Tyrolermädchen vom Gesträuch halb verborgen, welches den oben gekrümmten Hirtensstab in der Hand und eine Heerde Lämmer weidend, an Johanna d'Arc erinnerte. Obgleich von der Tyrolerin, welche mit abgewendetem Gesichte nach den hohen Gletschern zu blicken schien, weiter nichts zu sehen war, als ihr beblümter Hut, ein kleiner Theil des rothigen Profils, eine von hellblauem Nieder umschlossene, sehr schlanke und feine Taille, und ein lilienweißer, etwas erhobener Arm, so lag doch gerade in dieser Gestalt etwas sehr Zauberisches deshalb, weil sie den Beschauer des Bildes ahnen ließ, wie schön das Mädchen sein müsse, wenn es sich mit dem Gesicht umgewendet hätte. Eduard hatte wirklich einmal an einem Abend in der Landschaft, die er malte, ein Tyrolermädchen in der beschriebenen Stellung beobachtet, das Gesicht derselben aber nicht zu sehen bekommen, und er hatte dazumal keine Ahnung davon, wie wichtig einst eben diese Tyrolerin noch für ihn werden sollte. Ungern verließ Eduard Tyrol, schweifte noch einige Zeit in der Welt herum und

ließ sich endlich, da sein Vermögen und auch seine Lust zum Reisen zu Ende ging, vom bloßen Zufall geleitet, in dem Städtchen nieder, wo er jetzt lebte, um hier von seinen medicinischen Kenntnissen Gebrauch zu machen und seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Als er zum erstenmal in die Domkirche der Stadt trat, machte sogleich das herrliche Madonnenbild einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Sein Kennerblick, den er als Maler besaß, ließ ihn alsbald bemerken, daß das Gemälde ein großes Meisterwerk sei. Er entdeckte an dem Bildniß einige, wiewohl nur geringe Aehnlichkeit mit seiner verstorbenen Geliebten; außerdem nahm er aber auch in dem Antlitz der Heiligen etwas so Wunderliebliches und Anziehendes wahr, was ihn mit unwiderstehlicher Zaubermacht fesselte und zur Anbetung hinriß. In den Augen, in den Gesichtszügen dieser Madonna schienen die in himmlischer Ruhe entschlafenen Freuden der Erde zu neuer Wonne aufzuwachen, und der Heiligenschein umleuchtete erklärend das Haupt der Jungfrau, wie das Lächeln der Gottheit, welches über der Gestalt einer Tugendheldin schwebt. Wer mit Andacht und stiller Wonne zu dem Bilde aufschaute, auf den schien es mit milder Freude und himmlischer Lust theilnehmend herabzublicken. Das Genie, die Begeisterung des Malers hatte dem Gemälde eine Seele einzuhauchen gewußt, die mit jedem Gefühlvollen in überirdischen Vergnügen sympathisirte. Je mehr und je öfter Eduard das Madonnenbild betrachtete, desto stärker fühlte er sich durch eine unerklärliche magische Gewalt zu demselben hingezogen. Bei seinen Wanderungen begleitete ihn das Bild mit dem holden, tiefführenden Lächeln, und des Nachts erschien es ihm oft im Traume, umstrahlt von einem himmlischen Nimbus. In solchen Träumen bewegte sich dann auch die Gestalt der heiligen Jungfrau und sprach mit lieblichen Tönen zu dem Jüngling, sie segnete ihn, reichte ihm die Hand, oder zog ihn in ihre Umarmung und weihte ihn durch die Gluth ihres Kusses. Wenn Eduard aus derartigen Träumen erwachte, so fühlte er jedesmal sein Gesicht in Thränen gebadet. Auf diese Weise trat denn im Verlauf der Zeit der höchst merkwürdige Fall ein, daß der junge Mann an und für sich sehr zur Schwärmerei geneigt war, eine wirkliche Liebe und Leidenschaft zu einem bloßen leblosen Gebilde faßte.

Allmählig begannen dem zufolge in der Seele des bigotten Eduard quälende Zweifel und Gewissensunruhen wegen seiner sündhaften Neigung zu dem Heiligenbild zu entstehen. Was er nun indessen vor allen Dingen unternahm, war, daß er das Madonnengemälde zu seinem Eigenthum zu machen suchte; er begann es zu Hause nach dem Original zu malen. Nach und nach vollendete auch Eduard ein vortreffliches Bild der heiligen Jungfrau, allein den eigenthümlichen Reiz, das milde, seelenvolle Lächeln, die überirdische Freude, welches Alles dem Original so ergreifend inwohnte, dieß vermochte er in sein Gemälde nicht hinein zu zaubern. Daher kam es, daß er das Bild wieder vernichtete, das Werk von neuem begann, aber mit noch weniger Erfolg als früher, und daß er nach abermaliger Vernichtung des Gemäldes in tiefe Melancholie verfiel. Eines Tages, als es schon anfang zu dämmern, begab sich Eduard wieder in die Kirche, um sich, wie gewöhnlich, seiner schwärmerischen Anbetung hinzugeben. In katholischen Ländern ist es bekanntlich Sitte, daß die Tempel zu jeder Tageszeit denen, die sie besuchen wollen, offen stehen. Eduard sah sich zu der außergewöhnlichen Stunde ganz allein in dem hohen Gewölbe des herrlichen Domes; seine leisen Tritte hallten flüsternd an den Mauern wieder, die Gesichter einiger weißen Steinbildsäulen gewannen durch die Strahlen, welche die Abendsonne durch die Fenster warf, einen lichten Anflug von rosigem Lebensschimmer, und in holdseliger Hoheit prangte das Madonnenbild. Mit inbrünstiger Gluth und Andacht warf sich Eduard von demselben nieder, er betete lange und beinahe laut, er flehte um Vergebung der Sünde, daß sich eine irdische Liebe in seiner Brust für die Heilige entzündet habe, himmlische Wonne und verzweiflungsvolle Angst wechselten in seinem Innern, er raufte mit den Händen in seinen Locken und berührte mit der Stirn die kalten Quadersteine. Endlich, nachdem er geraume Zeit gebetet, nahmen seine Gedanken eine mehr weltliche Richtung.

„Ich muß dieses Bild besitzen,“ sprach er, „und sollte auch meine Seligkeit darum verloren gehen. Ich will es beleben durch die Macht meiner glühenden Gebete und Wünsche, wie einst Pygmalion seine marmorne Geliebte durch die Gluth seiner Umarmungen und Küsse belebte; eine zweite Braut von

Corinth soll mir das süße Bild werden, an der ich die Kraft meines jugendlichen Lebens durch bloßes Anschauen und Sehnen vergeuden will. O! der Mensch ist so selten glücklich, so selten werden ihm seine Wünsche und Hoffnungen erfüllt! Ich will ja keine Schätze entwenden, nicht Gold und Edelsteine stehlen, will ja Niemandem auf Erden etwas zu Leide thun, nur mein Ideal will ich mir rauben, die göttliche, nie im Leben verwirklichte Schönheit immer vor Augen haben. Und sollen wir denn nie zur Erreichung unseres Glückes einen Gewaltschritt thun dürfen? — Zur frühen Morgenstunde der träumerisch-dämmernden Kindheit steigt der Mensch hinab in den tiefen Schacht des Lebens, wie ein Bergmann, um Gold- und Silberminen zu suchen, und die Hoffnung ist sein armseliges Grubenlicht; aber nachdem er wenig oder gar keine Ausbeute gefunden hat, so kehrt er nicht zurück wie der Bergmann, sondern die dunkle Gruft hält ihn fest. — So wirf denn Du, schöne, liebliche Heilige, Du fromme, hochgebenedeite Himmelsmagd, einen Strahl himmlischen Lichts in mein nächtiges Leben! Dem geweihten Orte will ich Dich entreißen, damit Du stets bei mir in der einsamen stillen Zelle weilest, dem Himmel seine Braut will ich rauben, als ein kühner Entführer, ich, ein Sterblicher, will mich ohne Priestersegen einem Engel vermählen, und wie die Helden der Erde zuweilen nach einer Krone greifen, so will ich nach dem Strahlendiadem der Himmelskönigin fassen. Wenn aber einst“ — setzte Eduard schauernd hinzu — „wenn einst meine Seele in einem andern Leben für den begangnen Frevel von Qualen gefoltert wird, dann werden doch diese Qualen nicht im Stande sein, das süße Bild in meiner Erinnerung zu ertöden. — Das Unternehmen ist fest beschlossen.“

Wir sehen hier einen von den Schrecken des Wahnes gepeinigten Menschen. Nicht immer „der Schrecklichste der Schrecken,“ wie Schiller sagt, sondern oft „der Unglücklichste unter den Unglücklichen das ist der Mensch in seinem Wahn,“ denn er meint, daß seine Marter sich bis ins Ewige fortspinnen werde. — Eduard stand auf und begab sich hinweg. Als er aber aus der hohen Pforte des Domes heraustrat, schritt auch zugleich aus einer andern Thür der Kirche auf der entgegengesetzten Seite eine verschleierte Dame von hoher schlanker

Gestalt hervor. Dieß war die schöne Wittwe Elisa, von welcher Eduard bei seinem Selbstgespräch vor dem Heiligenbild unbemerkt belauscht worden war. Gewiß ist es etwas Abenteuerliches, einem Kirchenräuber bei seinem Beginnen zuzusehen, besonders einem solchen, wie Eduard, den wir jetzt bei seinem schauerlichen Unternehmen beobachten, und dessen Seelenstimmung wir mit durchfühlen wollen.

Es ist tief finstere Nacht. Den hohen Dom umheulen wilde Stürme und ein feiner Regen rasselt an dessen Fenster. Der Thurm hat so eben mit ehernem Glockenmund ein donnerndes Eins herabgerufen zu den todten Schläfern in den Gräbern und zu den lebendigen in den Betten, aber ungehört von beiden. Auf den Spitzen der Thürme knarren die Wetterfahnen und hoch in der Nähe der lustigen Wohnung des Thürmers klappt und schlägt der Wind mit einem offen gebliebenen Läden. Die zur Verzierung des Doms angebrachten Bildsäulen sind eingehüllt in das Gewandt gespenstigen Grauens und geisterhafte Schatten sind ihre einzige Gesellschaft. Da naht dem dunkelsten Theile der Kirche, der von den Orten in der Nähe aus am wenigsten betrachtet werden kann, ein einzelner Mann mit einer kleinen Leiter. Es ist Eduard, mit Brecheisen, Zange und andern Instrumenten versehen. Derselbe lehnt sich in einen Winkel hinter einen Pfeiler, um Athem zu schöpfen, sein Herz pocht mit rasenden Schlägen gegen die Rippen und er brennt, obgleich die Nacht rauh und kalt ist, in Fiebergluth. Nach einer Weile setzte er die Leiter an ein Kirchenfenster, steigt hinauf und zerbricht mit leiser Vorsicht eine Fensterscheibe. Nach und nach nimmt er mehrere Fensterscheiben heraus und erweitert die Oeffnung sehr bedeutend. Da die Höhe von dem Fenster aus in das Kirchenschiff ansehnlich ist, so befestigte Eduard an dem Fensterstock eine Strickleiter, die er ebenfalls bei sich hat, und steigt hinab. Er tappt im Dunkeln fort und kommt endlich an das Heiligenbild. Ein namenloser Schauer ergreift ihn hier, er versucht zu beten, aber die wilde tödtliche Angst in seinem Innern läßt ihr keinen Gedanken fassen. Er greift nach dem Bild — da ist es plötzlich, als ob etwas in der Kirche laut würde, die weißen Bildsäulen scheinen sich zu bewegen, ein Paar Weingerippe vorbeizuschleichen, und ein Pfaff im Priesterornat auf

der Kanzel scheint mit zornigem und warnendem Blick abzumahnend von der frevelvollen That. In Eduards Kopf braust es wie Orgelklang und Posaunenton am Weltgericht und er sinkt ohnmächtig vor dem Bilde nieder. Aber bald erholt er sich wieder; Alles ist bloß Täuschung und Trugbild seiner erhitzten Phantasie gewesen. Er bemüht sich nun eifrig, das Gemälde von der Wand zu nehmen, und arbeitet mit seinen scharfen Instrumenten daran, allein er findet, daß das Bild sehr befestigt ist; die verzweifelte Aufregung seines Wesens giebt ihm jedoch Kraft und Behendigkeit bei seiner Arbeit. Das Bild wankt, löst sich mit dem Rande aus seinen Fugen, hebt sich mit seinen Henkeln von den Haspen und es fiel endlich zu Boden, wenn es nicht von Eduard gehalten wurde. Das Gemälde ist wider Eduards Erwarten sehr schwer und es kostet Herkulesanstrengung, dasselbe durch das Kirchenfenster zu schaffen. Als sich Eduard mit dem Bilde außerhalb der Kirche befindet, rinnt der Schweiß stromweis von seiner Stirn. Er horcht und schaut sich nun um, ob ihn jemand bemerke. Alles ist außer dem Geheul des Sturmes, ruhig und grabesstill. Nicht weit von der Kirche hält an einem dunkeln Ort ein Einspänner, dessen Pferd mit den Zügeln fest an einen ehemals benutzten Laternenpfahl gebunden ist. Das Bild wird auf den Wagen geladen, Eduard ergreift die Zügel und fährt schnell fort und auf einem andern Umweg durch entlegene Gassen bis vor seine Wohnung. Er klingelt; die alte Aufwärterin kommt, wie gewöhnlich, um ihn zu empfangen. Der Doktor hat Tages zuvor zu der Alten gesagt, daß er eine Fahrt über Land unternehmen und erst spät in der Nacht zurückkehren werde; es ist daher der alten Frau nicht auffällig, daß ihr Herr erst Nachts zwei Uhr zu Hause ankommt. Eduard entläßt indessen die Alte sogleich wieder und befiehlt ihr sich zu Bett zu legen, indem er, wie er sagt, sich Alles selbst besorgen wolle. Im Hause Eduards ist es mäusestill, kein Nachtwächter oder sonst ein Mensch auf der Straße ist weder zu sehen noch zu hören und in keinem Fenster der nahe befindlichen Häuser ein Lichtschimmer zu bemerken; es gelingt daher Eduarden, das Bild unbemerkt in sein Zimmer zu schaffen; er stellt dasselbe in seinem Schlafkabinet auf und verschleiert es. Das Heiligenbild war geraubt.

2.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die frommen Hütten stehn,
Wo die Brust sich frei erschließet
Und die kühlen Lüfte wehn.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunklen Tannen ragen,
Wo die Vögel munter singen
Und die stolzen Wolken jagen.

Heine.

Es war natürlich, daß der verübte Kirchenraub in dem ganzen Städtchen große Bewegung verursachte. Das Publikum war empört über die Frevelthat, die mit so viel Reckheit ausgeführt worden war. Die Polizei bot Alles auf, um den Thäter ausfindig zu machen. Allein obgleich man Leiter, Strickleiter und verschiedene Instrumente fand, die Eduard in und bei der Kirche zurückgelassen hatte, so war doch übrigens nicht die geringste Spur zu entdecken. Kein Mensch dachte an Eduard oder warf den geringsten Argwohn auf ihn. Elisen wurde indessen von der alten Aufwärterin berichtet, daß der Herr Doktor seit einigen Tagen ungewöhnlich heiter und zufrieden sei, daß sie (die Alte) aber auch seit dieser Zeit, was wirklich recht wunderbarlich scheine, seine Schlafkammer mit keinem Fuße mehr betreten dürfe, da jetzt der Herr in der Stube schlafe. Elisa machte schnell ihre Folgerungen und Schlüsse und erschrak über die Gefahr, in der Eduard schwebte, denn daß er das Bild entwendet haben mußte, dieß lag für sie außer Zweifel. Sie beschloß jedoch fest, das Verbrechen Eduards, um das sie nun wußte, als ein tiefes Geheimniß in ihrer Brust zu bewahren, denn sie liebte den schönen, unglücklichen Eduard und wollte ihn nicht ins Verderben stürzen, deshalb verbot auch Elisa der Alten streng, über den Umstand, daß Eduard Niemanden in sein Schlafgemach lasse, und über das Benehmen des Doktors überhaupt anderen Leuten etwas zu erzählen. Wie pflegt es nun aber mit den Geheimnissen der Weiber zu ergehen? — Es ist eine ausgemachte Sache, daß ein Frauenzimmer bloß zweierlei zu verschweigen im Stande ist, nämlich: wie alt sie ist, und wen sie insgeheim zum Geliebten hat. Das Mädchen oder die Frau trägt das zu bewahrende Geheimniß einige Zeit mit sich herum, endlich aber theilt sie dasselbe einer ganz intimen Freundin unter vier Augen mit, natürlich unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit. Nun

aber hat diese ganz intime Freundin wieder eine andere ganz intime Freundin, der sie das Geheimniß vertraut, versteht sich, wiederum unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit. So geht es denn bis nach und nach alle Frauen, nämlich jede einzeln, welche das Geheimniß interessiren kann, im Besizthum desselben sind. Durch den Canal der Ehe oder Liebe gelangt am Ende das Geheimniß auch in die Männerwelt. Auf diese Weise wurde auch das Geheimniß bekannt, welches die That Eduards betraf. Erst wurde das weibliche, dann das männliche Publikum und mithin auch die Polizei davon unterrichtet. Eduard wurde von den Schergen des Gesetzes in seiner Wohnung überrascht, das Bild ward gefunden, der Doktor verhaftet und ins Gefängniß geworfen. Der junge Arzt gestand seinen Frevel und wäre auch ohnedies dessen überwiesen gewesen. Unglücklicher junger Mann! Das Gesetz nahm wenig Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit deines Charakters, auf deine Schwärmerei und überspannte Liebe, wohl aber wurde von dem Gesetz und dessen bigotten, katholischen Vollstreckern mit Strenge darauf Rücksicht genommen, daß der Raub ein Kirchenraub, ein menschliche und göttliche Rechte verletzendes Sacrilegium und vermittelst gewaltsamen Einbruchs bei Nacht verübt sei, daß das gestohlene Gemälde hohen Kunstwerth besitze und überdies einen sehr kostbaren goldenen Rand habe an welchem letztern Umstand Eduard nicht gedacht hatte. Dem Doktor stand, wenn auch nicht gerade der Tod, aber doch eine sehr harte entehrende Strafe bevor, die ihn auf Zeitlebens elend machen mußte.

Einige Tage nach Eduards Verhaftung begab es sich, daß in dem Städtchen, wo sich der beschriebene Vorfall ereignete, ein schönes, junges Sängerpaar aus Tyrol, Bruder und Schwester, sich in einem Concert hören ließ. Die Tyroler ernteten durch ihr ausgezeichnetes Guitarrenspiel und ihren wunderlieblichen Gesang den entschiedensten und allgemeinen Beifall. Das Tyrolermädchen, welches bewundernswürdig schön war, entzog sich sogleich nach Beendigung des Concerts dem Anblick der Menge und Niemand bekam ihr Gesichtchen in der Nähe zu sehen, was besonders dem männlichen Theil des Publikums Leid that; der junge Tyroler aber mischte sich heiter und wohlgemuth unter die Gesellschaft. In dieser wurde, wie es sehr natürlich

war, auch unter anderen von der That und dem Schicksale Eduards gesprochen. Kaum hörte der Tyroler Eduards Namen aussprechen, so erkundigte er sich sehr angelegentlich nach den Verhältnissen, in denen sich der junge Arzt jetzt befinde. Man unterrichtete ihn ausführlich davon. Der junge Alpenfänger staunte und wurde sehr betrübt, denn er war eben jener Tyroler, dem Eduard durch seinen ärztlichen Beistand das Leben gerettet hatte. Die Alpenföhne im Lande Tyrol nun sind gar kraftherzige Leute, deren frischem Gemüth Undank und Feigheit so fremd sind, wie dem Alpenröslein der welk-machende Staub und Broden dumpfiger Stuben. Der Entschluß des jungen Sängers war schnell gefaßt. Er beabsichtigte, dem Retter seines Lebens dasjenige zu retten, was beinahe noch mehr werth ist, als das Leben selbst, nämlich die Freiheit. Der Tyroler, Tonerl genannt, verabredete sich sogleich mit seiner Schwester, dem schönen Gretl, daß sie folgenden Tages allein voraus über die Grenze reisen sollte, und er bestimmte den Ort, wo er wieder mit ihr zusammentreffen wollte. Noch am Abend des Concerts machte sich Tonerl auf, um die Lage des Gefängnisses zu erkunden, in dem sich Eduard befand. Als es ihm gelungen war, so ziemlich gewiß das Gitterfenster ausfindig zu machen, hinter dem wahrscheinlich Eduard der Verzweiflung nahe, trauerte, so stellte sich der Tyroler, um womöglich in Eduards Seele die Ahnung zu erwecken, daß ein Freund in seiner Nähe sei, in einiger Entfernung auf einen hohen Punkt und begann mit der ganzen Kraft seines Gesangergangs, hell wie eine in den Lüften schmetternde Lerche ein liebliches Alpenlied zu jodeln. Eduard hörte die Töne in seinem finstern Kerker und unbeschreiblich war der zauber-volle Eindruck, den sie auf ihn machten. Er fühlte sich so mächtig bewegt und gerührt, daß er augenblicklich in Thränen ausbrach. Auf den Schwingen dieser Töne schwebte das ganz paradisische Land Tyrol, wo Eduard so glückliche Tage verlebt hatte, an seine Seele heran. In der Nacht des Gefängnisses sah er auf einmal vor sich die blitzenden, oft von Purpurroth übergossenen Schneegebirge, die trauten Sennhütten, die blauen, in die grünen Thäler hinabhüpfenden Quellen, die fetten Tristen und glatten Rinderheerden, die blühenden Mandelbäume und üppigen Feigengebüsche, die schelmischen

Tyrolermädchen und kühnen Gemsenjäger. Die Todeltöne waren schon lange verhallt und noch immer tönten in Eduards Hirn die klanghellen Alpenlieder nach. Die Erinnerung warf aus dem wogenden Meer seiner Seele die süßesten, auf Tyrol bezüglichen Träume, wie Perlenmuscheln herauf. Ein einfach melodisches Lied ist oft der feste Anker, der mit unzerreißbarem Zauberband die Erinnerung an eine längst vorübergefluthete Zeit ankettet. Wir verleben z. B. eine glückliche Zeit und merken uns eine Lieblingsmelodie. Die Zeit geht vorüber. Nach Jahren hören wir zufällig einmal jene Lieblingsmelodie wieder und sogleich stehen die vergangenen, schönen Tage hell vor unserer Seele. Woher rührt diese Zaubermacht einiger Töne? — Auch Eduard dachte jetzt über dies psychologische Räthsel nach und es fielen ihm dabei einige Verse ein, die er sich früher selbst einmal zusammengesetzt hatte:

— „Wie kommt es wohl,
 Daß Töne oft, einfache Melodien
 Die Zeit, in der wir einstens sie gehört,
 An unsrer Seele schnell vorüberführen,
 Wenn wir durch Zufall wieder sie vernehmen?
 Die Kindheit kehrt bei einem Ammentiede
 Uns ins Gedächtniß; und in fremden Landen
 Sieht seine Heimath gleich der Schweizer wieder,
 Wenn er ein Alpenhorn vernimmt; ist dies
 Nicht wunderbar? — Gewiß! Doch nimmt es uns
 Denn Wunder, wenn wir eine Schrift gelesen,
 Die uns erschütterte, entzückte einst,
 Und wenn wir nun aus ihr ein sinnig Motto
 Zufällig wiedersehn, daß wir uns dann
 Sogleich der ganzen Schrift erinnern? — Wenn nur
 Im Menschen das Gefühl noch rein und nicht
 Verstimmt ist, kann ein einz'ger sanfter Schlag,
 Der eine Saite des Gefühls berührt,
 Im Geist ein schönes volles Echo geben.“

Kürzen wir die Beschreibung davon ab, wie dem Tonerl die Erlösung seines Freundes aus dem Kerker glückte. Genug, die Befreiung Eduards gelang dem kecken Alpensohn vermittelt einer Dirne, der Tochter des Kerkermeisters, die er theils durch Geld, theils durch Küsse und Liebeserklärungen befiel, und vermittelt einer Strickleiter und einiger kraftvoller Anstrengungen, vermöge der er die eisernen Gitterstäbe vor dem Fenster von Eduards Gefängniß zerbrach.

Befreier und Befreiter entflohen beide bei Nacht und kamen glücklich über die Grenze. Die Person Eduards war geborgen; von seinen Habse-

lichkeiten hatte er freilich weiter nichts gerettet, als ein Paar Bücher und Gemälde, welche man ihm erlaubt hatte, mit ins Gefängniß zu nehmen. Nachdem sich Eduard etwas erholt hatte, stellte ihm Tonerl seine Schwester Gretl vor, die man an dem bestimmten Orte der Zusammenkunft getroffen hatte.

Welch' eine wunderbare Ueberraschung für Eduard! In seiner Seele ward es plötzlich hell wie Maitag, und der jugendliche Gott der Freude zog auf dem Blumentumkränzten Triumphwagen des Entzückens in seinen Busen ein. Eduard erblickte vor sich in der eigenthümlichen Tracht der Tyrolerinnen, welche Tracht noch dazu sehr feinnett und kostbar gewählt war, eine Jungfrau, die zu den reizendsten und lieblichsten ihres Geschlechts gehörte. Allein dies war nicht genug; das Tyrolermädchen trug auch in ihrem Gesichtchen eine höchst merkwürdige, entschiedene und ganz sprechende Aehnlichkeit mit jenem Madonnenbild, in welches sich Eduard verliebt und das er geraubt hatte. Dies war die sanfte Stirn voll überirdischer Ruhe, dies die himmlisch-freundlichen Augen, dies der holde, fast unmerklich lächelnde Mund. Dem Mädchen fehlte nur die Strahlenbinde und das antike Gewandt, so war es das lebendige Bild jener von Eduard angebeteten Heiligen. Vor Erstaunen und Freude konnte Eduard eine lange Weile kein Wort hervorbringen. Das heitere, schöne Gretl lachte ein wenig und begann zuerst zu sprechen:

„Ich kenn' Dich und hab' Dich schon in Tyrol geschaut. Du bist der Maler, den ich einmal in unsrer Heimath beim Malen belauscht und dem ich von weitem zugekuckt hab', dazumal, als Du meinem Brüderle halfst, daß ihm der Tod nix anhaben konnte.“

Eduards Gesicht färbte sich glühend roth und er stotterte kaum hörbar die Worte hervor: „Wie! Du kennst mich schon, schönes Gretl, ich habe Dich aber zuvor nie gesehen.“

„Ei doch!“ versetzte die Tyrolerin, „nur mein Gesichtel hast Du nicht geschaut. Hast Du nicht das Bildel noch, was Du maltest, als Du mein armes Brüderle in Tyrol wieder gesund machtest? Sieb's halter einmal her, will Dir's erklären.“

Der Doktor holte das Bild, welches sich glücklicher Weise unter den Gemälden befand, die er aus dem Gefängniß mitgenommen hatte, und rollte es

auf. „Schau!“ deutete nun Gretl an, „hinter dem Berge mit der Ruine liegt das Dörfel, wo mein Brüberle und ich geboren sind, links da in dem Häusel wohnt mein reicher Dheim, bei dem ich mich aufhielt, als mein Brüberle krank lag und vom Mütterle gepflegt wurde, die Lämmle hier gehören meinem Dheim und das Mädel da im blauen Nieder hinter dem Gebüschel, das bin ich.“

Eduard war es während der Erklärung zu Muth, als sei er im Paradiese und es würden ihm von einem jungen Seraph die Wangen gestreichelt. Er hatte sich indessen nun ziemlich gefaßt und erzählte dem schönen Gretl sein seltsames Schicksal und Abenteuer mit dem Heiligenbild, wobei er schließlich hinzusetzte, es müsse eine wunderbare Fügung Gottes sein, daß sie (die Tyrolerin) jenem Bild so auffallend ähnlich sei. Zuletzt endigte er seine Rede — er konnte sich dessen nicht enthalten — mit den Worten: „wirfst Du nun wohl, holdes Gretl! meine Liebe zu Dir annehmen? Sieh, ich bin zwar ganz arm, aber ich habe etwas Ordentliches gelernt und kann arbeiten und überall Brot erwerben; willst Du mir, wenn auch nicht gerade eine heilige Madonna, aber doch ein freundlicher Engel meines Lebens, willst Du mein Weibchen werden? Ohne Dich würde ich auf ewig unglücklich sein.“

Die Tyrolerin wendete sich überrascht mit dem Gesicht ab, gerade wie dazumal, als sie Eduard gemalt hatte, aber bald drehte sie das Köpfschen wieder herum, lächelte und ihr Lächeln wurde immer holder und freundlicher und auf einmal reichte sie Eduarden ihr Händchen und rief: „ich will Dein Schagerl sein, komm mit nach Tyrol! Da hast mich, bist ja so gut und schön.“

„Recht so!“ rief jetzt auch Zonerl und klopfte Eduard freundlich auf die Schultern, „ich wette Brüberle! Gretl ist Dir schon in Tyrol gut gewesen, denn kein Bursch' in Tyrol war dem Mädel schmuck genug. Wir reisen mit Dir nun wieder

nach unsrer bergigen Heimath, sind lange genug in dem nebligen Deutschland gewesen, auch sind wir nicht arm und wollen unsere Alpenliedel künftig nicht in dumpfen Concertsälen, sondern wieder bloß auf den freien Höhen der Alpen selbst jodeln.“

Wer beschreibt Eduards Glück?! —

„Eine seltene Bonne,“ sagte er, „ist mir beschieden, ich bete in Dir, mein geliebtes Gretl, die Heilige an und liebe zugleich das irdische Mädchen.“

Noch eine Sorge lastete auf Eduards Gemüth. Er, der bigotte Katholik, wünschte nämlich die Ruhe seines Gewissens wieder herzustellen und verlangte deshalb, obgleich Zonerl versichert hatte, daß das geraubte Madonnenbild wieder an seinem geweihten Orte prange, geistlichen Beistand. Derselbe fand sich natürlich sehr bald. Man weiß ja, daß in der katholischen Kirche die Vergebung der Sünden stets für Geld zu haben ist. Die Sache ist für die Laster und die Sittenverderbniß der reichen Leute sehr bequem, und deshalb hat jene hochgestellte Dame gewiß in ihrem Sinne sehr recht, welche die katholische Kirche eine Kirche comme il faut genannt hat. — Eduard beichtete und wurde in aller Form des katholischen Ritus von seiner Schuld absolvirt.

Bald darauf saß Eduard mit seiner reizenden Madonna, die nun seine Braut war, und mit Zonerl im Reisewagen und fuhr gen Tyrol.

„Glück auf!“ rief er froh begeistert, „fort nach dem Berglande Tyrol mit dem wunderlieblichen Schagerl am Arm. Wir wollen jauchzen und jodeln und mit dem Dichter Collin ausrufen:

„Hinan, hinauf

In Sprung und Lauf!

Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Wo die Gemse nur springt und nur horstet der Aar,
Wo das Menschengewühl zu Füßen uns rollt
Und das Donnergebrüll tief unten grollt.“

„Hinan zu jenen Höhen! Es ist ja dort so schön, so schön!“ —

Schmerz in der Einsamkeit.

So komm, o stiller Schmerz, Du düst'rer Freund!
Wach auf, ich bin mit Dir jetzt ganz allein,
Das Lärmgewühl des Tages stört uns nicht.

Ich will in Deine blassen Züge schauen,
Auf Deine edle, schwarz umlockte Stirn
Und in die heißen, thränen feuchten Augen.
Du bist der treueste doch von allen Freunden
Und giebst tiefsinn'ge, unverfälschte Lehren

Gleich wie ein weiser Sokrates, obgleich
Du nicht den giftgefüllten Becher selber
Austrinkest, sondern ihn dem Schüler reichst.
Gustav Bernhardt.

Liebesworte im Nachen.

Liebchen, über blaue Fluth
Schwankt der leichte Nachen,
Wie mich brennt der Liebe Gluth
Will ich jetzt Dir sagen.]

Küsse schenkst Du mir dafür,
Kannst mir nicht entschlüpfen —
Müßtest in das Wasser hier
Ueber Bord ja hüpfen.

Sterne an des Himmels Höh'n
Kommen viel gezogen,
In den Fluthen spiegelt schön
Sich des Himmels Bogen;

So in mir auch ohne Zahl
Glühen Liebesfunken,
Und in Lust und süße Qual
Bin ich tief versunken.

Mag der Liebesfunken Heer
Sich in Deiner Seele
Spiegeln — wie das Sternenmeer
In der klaren Welle.
Gustav Bernhardt.

Thränenprisma.

Ich war so tiefbetrübt im Herzen,
Es hat mich so sehr übermannt,
Daß aus dem Aug' in bitterm Schmerzen
Sich gar ein Thränenquell entwandt.

Doch plötzlich fiel ein Lichtgedanke
Mir blitzend in den Geist hinein:
Ich dacht' an Sie, die lieblich Holde,
Und rasch entschwunden war die Pein.

Der Lichtgedanke hat die Zähren
Zu Freudethränen schnell gemacht —
Die Tropfen in der Sonne klären
Sich stets in Regenbogenpracht.
Gustav Bernhardt.

Die Schönheit — ein edles Bild.

Seht den Edelhirsch im Wald
Mit dem schlanken Gliederbau —
Hallo, Huß! Das Horn erschallt,
Rüden hegen, hoch und wau! —
Es beginnt das wilde Jagen
Brausend durch die grünen Haagen.
Wie sie jubeln! Jägerlieder
Hallen von den Felsen wieder,
Schüsse krachen, ausgespannt
Werden Neze rings im Land.

Schlanker Edelhirsch, Du König
Im Gebiet gewagter Sprünge!
Eile, rase, Dir ist wenig
Hoffnung, daß die Flucht gelinge;
Doch verzage nicht, durch Säße,
Kannst Du überfliehn die Neze. —

Seht der Jungfrau Fee'ngestalt
Mit dem schlanken Gliederbau!
Ihrer Tugend Schönheit strahlt,
Ihrer Augen Himmelsblau. —

Da beginnt ein wildes Jagen
Im Salon, bei Ball und Festen,
Und die jungen Jäger wagen
Sich heran aus Ost und Westen.

Wie sie schwärmen, haseliren,
Wie sie buhlen, coquettiren!
Schwüre tönen, Dichterlieder
Hallen laut im Kreise wieder,

Heiße Blicke rings begegnen,
Blumen und Juwelen regnen
Auf den Pfad der Schönen nieder.
Und der Leidenschaften Rüden,

Wenn sie einmal aufgestört,
Zu der tollen Jagd empört,
Scheinen nimmer zu ermüden.
Neze, fein und intrigant,

Werden allwärts ausgespannt,
Und die jungen Liebesritter
Knieen vor der Jungfrau nieder,
Doch nur wie die Waldgesellen
Vor dem Eber, ihn zu fällen.

Mädchen, bist Du nicht ein König? —
Alle sind Dir unterthänig:

Aber weh! läßt Du Dich fangen,
Ist die Macht Dir schnell entgangen.
Eile, fliehe, Dir ist wenig

Hoffnung, daß nicht in dem Neze
Sich Dein zarter Fuß verleze.

Doch verzage nicht, zu schwingen
Ueber's Neze Dich, kann gelingen.

Schöne Maid, Du weißt die Sage
Von dem Jüngling, hold und zart,
Von Actäon, der im Haage

Klänglich einst zerrissen ward
 Von den Hunden, die Diane
 Sandte nach dem Jägermann,
 Den zum Hirsche sie verwandelt,
 Weil er züchtig nicht gehandelt.
 Fürchte, Maid, die wilden Rüden,
 Flücht'ger Leidenschaften Heer;
 Um der Schönheit Rosenblüthen
 Schwärmen lüstern sie umher.
 Schwer ist's, sich nicht fangen lassen,
 Zu gefährlich ist die Bahn,

Und es packen und es fassen
 Mit Begier die Rüden an.
 Dann beginnt ein süßes Morden
 Unter heißen Wollustküssen —
 Und wie einst Actäon worden
 Von den Hunden wild zerrissen,
 Wird die Schönheit zu den Pforten
 Frühen Todes hingerissen.

Gustav Bernhard.

Feuilleton.

Die große Flasche, welche von Frankreich zur Londoner Industrie-Ausstellung gesandt wurde, ist durch Unvorsichtigkeit der Auslader in Falkstone, in Trümmer gegangen.

Derschawin, der berühmte russische Dichter, stand bei der Krönung der Kaiserin Katharina II. als gemeiner Soldat Schildwache am hohen Portal; nachdem die Kaiserin den Huldigungseid der Regimenter entgegen genommen hatte, sprengte sie wie eine Kriegsgöttin an ihm vorbei in's Schloß. Ungebuldig erwartete Derschawin die Zeit seiner Ablösung, und kaum in sein Quartier zurückgekehrt, ergriff er die Feder und schrieb seine „Ode an die Kirgis-Kaisarische Fürstin Keliza,“ angeblich verfaßt von einem Murza (Tartarischen Fürsten.) Erst nach Jahren kam dieses Gedicht der Kaiserin vor die Augen. Auf ein heftiges Schellen tritt die Fürstin Datschkoff bei ihr ein und findet sie in Thränen. „Wer ist der Verfasser dieses Gedichts?“ fragte Katharina. „O, nenne mir ihn, den Mann, der mich so durchschaut, der so tief in meiner Seele gelesen und mein redliches Streben so erkannt hat.“ — Während dessen befand sich Derschawin in der Kanzlei des Fürsten Wissemki, wo er subalterne Dienste verrichtete. Er hatte eben Pakete geschnürt und Briefe gesiegelt, als ein Postillon eintritt und einen Brief und ein Packet abgibt, welches die Aufschrift trägt: „Von der Kirgisenfürstin an den Murza.“ Das Packet enthielt, eine goldene Dose mit dem Bildniß der Kaiserin, reich mit Brillanten besetzt, und 500 Ducaten, der Brief den Dank der Kaiserin und die Ernennung zum Hofrath. Später bekleidete Derschawin die höchsten Ehrenstellen, ward Minister und vor allem der größte lyrische Dichter seiner Zeit.

Theateranekdoten. Der Komiker einer ambulanten Truppe hatte zu irgend einer Rolle einer

Spitzenhaube bedurft; zum Glück für ihn war in dem Landstädtchen zur Zeit eine Dame anwesend; die wurde nun von unserm Komiker in Contribution gesetzt. Es läßt sich denken, daß die Haube einer reichen Dame sehr schön war; den Komiker und die Haube aber sah die Dame niemals wieder. Ein halb Jahr später hatte die erste Liebhaberin des Theaters zu Grätz ein Benefiz. Das Haus war stark besucht. Der Zufall führt gerade unsere Dame aus dem Landstädtchen mit zwei kleinen Mädchen, ihren Nichten, in eine Loge nächst dem Proscenium. — In der zweiten Scene erscheint die erste Liebhaberin, und die kleinen Mädchen in der Loge klatschen in die Hände und rufen: „Tante, Tante, deine Haube!“ — Das Publikum lacht, die Künstlerin kommt aus der Fassung und geht ab; die Eingeweihten begriffen den Zusammenhang: die erste Liebhaberin war nämlich die Geliebte unsers ambulanten Komikers.

Der gute alte Scherzer, der Vater aller angehenden Schauspieler auf den kleinen österreichischen Provinzbühnen, kam oft in fatale Verlegenheiten mit den Theateriteln; so ließ er einmal die „Flibustiere“ statt Flibustier drucken. Nur keine Abbreviaturen, meinte er, und ließ aus diesem Grunde auf den Theaterzettel setzen: „Don Carlos, Infanterist von Spanien.“

Folgen der Eifersucht. Im Dorfe S.... (Departement Seine und Marne) ist ein seltenes Verbrechen vorgekommen. Erst vor zwei Jahren hatten sich ein Paar junge Leute dieses Dorfes trauen lassen. Kaum verheirathet, ergriff aber die Frau ein solcher Harg zur Eifersucht, daß sie ihrem Gatten die heftigsten Vorwürfe machte, und mehrmals die Nachbarn, ja selbst die Localbehörden den häuslichen Frieden wieder herstellen mußten. Vor einigen Tagen kam der junge Ehemann um 2 Uhr Mittags von einem weiten Gange nach Hause und sagte seiner Frau in Gegenwart ihrer Magd, daß

er sich zu Bett zu legen gedenke. Nach einer Stunde hörte man im Zimmer der Eheleute lautes Geräusch und Schmerzensstöße. Sogleich stieg die Magd nebst zwei männlichen Hausbewohnern die Treppe hinauf und fanden den jungen Mann, das Gesicht mit Blut bedeckt und seine Frau zu seinen Füßen ihn um Verzeihung ansehend. Auf dem Boden lag eine blutbefleckte Scheere. Auf Befragen legte die Frau das Geständniß ab, daß sie, seit ihrer Verheirathung von der fürchterlichsten Eifersucht gequält, ihren Mann habe blenden wollen, damit er ihr ja nicht treulos werden könne. Sie habe den Augenblick benutzt, in welchem er eingeschlafen sei, um ihm die Augen auszustechen; ihre Hand habe aber gezittert und so habe sie ihm nur oberhalb des rechten Auges eine tiefe Wunde beigebracht. Vom Schmerz erweckt, sei ihr Gatte aufgesprungen und habe sie entwaffnet. Als die Behörde von dem Vorfalle Nachricht erhielt, wollte man sich der Verbrecherin bemächtigen. Als aber die Gensd'armen sich dem Hause näherten, entfloh sie und stürzte sich in einen Brunnen, aus welchem sie jedoch, ohne Schaden genommen zu haben, wieder herausgezogen wurde und sich jetzt in den Händen der Gerechtigkeit befindet.

Herr Boulé, der dramatische Schriftsteller, spricht ungefähr wie Demosthenes sprach, bevor er sich das Stammeln abgewöhnt hatte. Eines Tages präsentiert er sich mit einem Manuscript in der Hand, bei Herrn Roqueplan, Direktor des Theaters des Variétés, und bittet um die Gunst es vorlesen zu dürfen: „Wie viel Acte?“ fragt Herr Roqueplan. „Ein Einziger.“ „So lesen Sie, aber schnell, ich habe nur 20 Minuten Zeit.“ Herr Boulé setzt an, stottert, kommt nicht vom Fleck. Die Zeit verrinnt, er fängt an zu haspeln, und würgt die Sätze, daß ihm der Schweiß von der Stirne läuft. Der unbarmherzige Zeiger an der Uhr marquirt 10 Minuten, und er ist kaum mit der ersten Scene zu Ende. Er macht eine übermenschliche Anstrengung und will galoppiren, stolpert aber dreimal bei jeder Sylbe. Der Zeiger avancirt, 20 Minuten sind bereits verstottert. In Todesangst springt er über einige Couplets, endlich über ganze Scenen hinweg, und gelangt athemlos, mit einem Fieberpuls und in Schweiß gebadet bei der letzten Entwicklung an. „Nicht übel,“ sagt Herr Roqueplan mit der ernstesten Miene von der Welt, „ein Stück worin alle Personen stammeln ist etwas Neues, aber die Liebhaberin hätten Sie doch nicht stammeln lassen sollen.“ „Bi bi bitte um Ge entschuldigung“

erwiedert der bestürzte Autor, „es st ta ta stammelt ja Nie nie niemand.“ „Was,“ fährt Herr Roqueplan auf, „es stammelt Niemand? dann hol' der Teufel das ganze Stück, dies war das einzige Interessante darin!“

Ein Selbstmord. Vor wenig Tagen rollte ein eleganter Wagen um 2 Uhr Nachmittags vom Triumphbogen die mit Pariser Flanqueurs angefüllten Elyseischen Felder herunter. Ein aufmerksamer Beobachter konnte bemerken, wie aus dem Strome der Lustwandelnden sich allmählig alle Blicke nach dem blonden Lockenkopf eines jungen Mannes richteten, der im Wagen, nachlässig zurückgeworfen, statt wie gebräuchlich, das lebende Spalier der bunten Menschenmenge zu mustern, nachdenkend die Rauchwolken einer Havannacigarre vor sich hinblies. Eine äußerst fassionabel gekleidete Dame, dicht verschleiert, welche nach der Versicherung der später verhörten Zeugen so eben eine glänzende Equipage verließ, schien den schmauchenden Dandy zu erwarten. Auf ein Zeichen von ihr hält der modengemäß gepuderte Kutscher die Pferde an, und sie tritt hastig an den Wagen. Mit einer die höchste Aufregung verrathenden Stimme ruft sie dem jungen Manne zu: „Du hast mich verlassen, Unglücklicher, du sollst es bereuen.“ In demselben Augenblicke entladet sie eine unter der Mantille verborgene Pistole gegen — die eigene Brust, und sinkt mit dem Ausrufe „Adieu!“ zusammen. Der bestürzte junge Mann fängt sie auf, zieht sie in den Wagen und ruft dem Kutscher zu: „Hospital Beaujon im Galopp.“ Die Pferde jagen davon, ehe die bestürzten Zuschauer zur Besinnung kommen, um einzuschreiten. Den sorgfältigsten Nachforschungen der Behörde ist es noch nicht gelungen, die Spur der Acteurs in diesem Drama von einer halben Minute aufzufinden; nur so viel ist gewiß, daß die unbekanntete Dame nicht im Hospital Beaujon abgesetzt wurde.

Eine Diebesgesellschaft. In der Provinz Dran hat sich eine Diebesgesellschaft aus eingewanderten Spaniern gebildet. Sie stehlen die Kinder wohlhabender Leute und verlangen von den Eltern ansehnliche Lösegelder, die sie an einem bezeichneten Orte niederlegen müssen, wenn sie ihre Kinder wieder sehen wollen. Der Polizei ist es gelungen, drei dieser Industrieritter zu verhaften, welche interessante Aufschlüsse über die Statuten dieser ehrenwerthen Gesellschaft geliefert haben.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Robert Frieße's Separat-Conto in Leipzig.